

Offenburger Stifterinnen im 19. Jahrhundert

*Ruth Jansen-Degott, Cornelia Roth und Ute Scherb
(Frauengeschichtswerkstatt Offenburg)*¹

Stiften als Lebensaufgabe: Anna von Heimburg

Stiftungen boten seit jeher Begüterten die Möglichkeit, sich wohltätig in ihrem Gemeinwesen zu engagieren. Dahinter mochten religiöse Motive stehen oder der Wunsch, den erreichten gesellschaftlichen Status öffentlich zur Schau zu stellen, oder ein den eigenen Tod überdauerndes Renommee für die Nachwelt zu schaffen.² Allgemein gab es in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen Stiftungsboom, und Offenburg war keine Ausnahme. Die Anna-von-Heimburg-Stiftung fällt somit in eine Zeit, in der die mittelbadische Stadt einen wirtschaftlichen Aufschwung erlebte. Bedingt durch die Industrialisierung wuchs die Bevölkerung von 3.831 Einwohnern im Jahre 1855 auf 7.274 Einwohner im Jahre 1880 an.³ Dieser Aufschwung hatte jedoch auch seine Schattenseiten. Die Versorgung der Armen und Kranken erwies sich zunehmend als schwieriger, denn in Folge der Landflucht als Grundbedingung für das beschriebene Wachstum waren frühere feudale Versorgungssysteme gänzlich außer Kraft getreten, während gleichzeitig noch keine neuen Absicherungen existierten, etwa in Form der ab 1883 von Bismarck zur innenpolitischen Befriedung eingeführten Sozialversicherungen gegen Krankheit und Unfall, Invalidität und Alter.⁴ So konnte z. B. das St. Andreas-Hospital die Armenpflege nur noch schwer bewältigen, da das Geld nicht mehr reichte. Immer wieder ergingen an die Bürgerschaft Aufrufe zu stiften.⁵ Genau genommen wurden die Menschen zu einer Schenkung aufgefordert, denn es ging nicht ausschließlich darum, an einen Kapitalstock zu gelangen, dessen Erträge dem Spital hätten zufließen können, sondern darum, entweder das bereits vorhandene Vermögen über „Zustiftungen“ aufzustocken oder Geldbeträge einzusammeln, welche direkt in die Armenpflege fließen sollten.⁶

Nicht selten waren es Frauen, die solchen Aufrufen Folge leisteten. Unbedingte Voraussetzung war selbstverständlich, dass sie über eigenen Besitz verfügen konnten. Dieser Befund gilt nicht nur für Offenburg, sondern lässt sich in vielen deutschen Städten nachweisen.⁷ Frühe Wurzeln finden sich bereits in den Klostergründungen adeliger Frauen im Mittelalter, und auch in der Frühen Neuzeit betätigten sich Frauen, insbesondere Witwen, immer wieder als großzügige Stifterinnen.⁸ Im 19. Jahrhundert standen in erster Linie die Kranken- und Wohlfahrtspflege im Zentrum weiblichen



Anna von Heimburg

Stiftungsverhaltens, hinzu kamen Dotationen, welche sich auf Bildungs- oder andere kulturelle Einrichtungen fokussierten.⁹

Die Offenburger Anna-von-Heimburg-Stiftung, die sich dem sozialen karitativen Bereich zuordnen lässt, mag als Beispiel für typisch weibliches Stiften dienen. Anna von Heimburg vermachte in ihrem Testament 1879 einen Großteil ihres Vermögens dem katholischen Krankenpflegeverein Offenburg. Immer wieder wurde sie deshalb später als „große Wohltäterin“ gepriesen.¹⁰

Wer war diese Frau, was wissen wir über sie und ihre Beweggründe? Sie wurde am 8. Februar 1836 als Anna Maria Kuenzer in Offenburg geboren.¹¹ Ihr Vater war der vermögende Bürger und Konditor Johann Baptist Kuenzer, er wohnte in der Hauptstraße im Salzhaus.¹² Kuenzer,

der 1845 zur Klasse der Höchstbesteuerten gehörte, engagierte sich im Vormärz und in der 48er Revolution in Offenburg. Er unterstützte 1832 die Polen in ihrem Freiheitskampf und war 1848 führendes Mitglied in der Bürgerwehr.¹³ Nach der Revolution wurde er zwar von der Justiz nicht belangt, er blieb seinen Idealen jedoch treu und zahlte für den als Revolutionär beschuldigten Joseph Anton Schmiederer 6.000 Gulden Kautions, um dessen Haftentlassung zu erreichen.¹⁴ Schmiederer war übrigens Taufpate seines Sohnes Josef. Überhaupt waren Offenburgs bürgerliche Demokraten damals durch eine Vielzahl von Beziehungen miteinander vernetzt: Der spätere Bürgermeister Bernhard Schaible zum Beispiel, der wie Kuenzer und Schmiederer den Freiheitskampf der Polen unterstützt hatte, war Taufpate von Anna Maria.¹⁵

Anna Maria hatte fünf Geschwister bzw. Halbgeschwister, von denen nur ein Halbbruder das Erwachsenenalter erreichte. Ihr Vater war dreimal verheiratet, zwei seiner Ehefrauen starben ganz jung nach der Geburt eines Kindes – so auch Annas Mutter Katharina 1839 im Alter von 28 Jahren. Anna war zu diesem Zeitpunkt noch nicht einmal drei Jahre alt.

Anna Maria Kuenzer gehörte ebenso wie 250 andere Frauen dem Offenburger Frauenverein an. Wir finden sie zusammen mit ihrer Stiefmutter

Euphrosine im Mitgliederverzeichnis, das 1852 im Ortenauer Boten abgedruckt war.¹⁶ Anna Maria engagierte sich also schon früh auf sozialem Gebiet, 1852 war sie erst 16 Jahre alt. Der Offenburger Frauenverein war am 7. Februar 1846 „zur Unterstützung dürftiger Wöchnerinnen“¹⁷ gegründet worden und kümmerte sich schon bald auch um „Arbeitsunfähige, Kranke, Kinder“ und andere „würdige“ Arme.¹⁸

Am 16. Januar 1868 starb ihr Vater Johann Baptist Kuenzer, auf den Tag genau ein Jahr später auch ihr Halbbruder Josef Hermann Kuenzer nach kurzer Krankheit mit nur 26 Jahren. Nur drei Monate nach dem Tod des Josef Hermann unterzeichneten beide, Euphrosine Kuenzer und ihre Stieftochter Anna Maria, eine Stiftungsurkunde, in der sie dem Waisenhausfonds 500 Gulden spendeten. Zunächst sollten die Zinsen aus ihrem gestifteten Vermögen dazu verwendet werden, den Spitalpfündner Thaddäus Braunstein bis zu seinem Tod zu versorgen. Wer Thaddäus Braunstein war, ob ein Verwandter oder ein Angestellter der Konditorei, wissen wir nicht. Nach seinem Ableben sollte das Geld „zur Verpflegung der armen Waisenkinder“ dienen.¹⁹

Am 5. Oktober 1871 heiratete die 35-jährige Anna Maria Kuenzer den Kunstmaler Emil von Heimburg, der am 14. Februar 1837 in Wildhausen in der Grafschaft Oldenburg geboren war.²⁰ Emil von Heimburg war 1864 aus beruflichen Gründen nach Offenburg gezogen, denn er hatte den Auftrag erhalten, im Kloster „Unserer Lieben Frau“ den Chor auszumalen. Er wohnte im Haus des Klosterpfarrers und wurde vom Kloster verköstigt, so berichtete eine Nonne in ihren Annalen von 1860 bis 1870.²¹ Einigen Klosterfrauen gab er damals Unterrichtsstunden im Zeichnen und in der Malerei. Daneben porträtierte er namhafte Offenburger Persönlichkeiten auf Wandfresken in verschiedenen Bürgerhäusern und Gaststätten.²² 1867 versah er die St. Andreas-Kirche mit verschiedenen Wandmalereien. Einige dieser Heiligenfiguren stattete er mit Gesichtszügen von Offenburger Bürgern aus. So erschien z. B. die Arztgattin Frau Schmidt, die im Übrigen auch 1852 Mitglied im Frauenverein war, auf dem Gemälde der Hl. Margarete.²³ Für die Empore gestaltete er sieben Medaillons, auf einem ist eine barmherzige Schwester an einem Krankenlager zu sehen.²⁴

Die St. Andreas-Kirche befand sich in unmittelbarer Nachbarschaft zum Wohnhaus der Anna Maria Kuenzer. Möglicherweise lernte sie ihren späteren Mann Emil von Heimburg aber erst kennen, als dieser 1867 bzw. 1868 ihren Vater und ihren Bruder malte.²⁵

Die Ehe der von Heimburgs blieb kinderlos. 1877 hatte Emil von Heimburg einen Unfall mit fatalen Folgen. Als er im nahen Önsbach bei einem Verwandtenbesuch die Treppe herunterstürzte, erlitt er schwere Kopfverletzungen. Nach nur 14-tägiger Krankheit starb er gerade mal 40 Jahre alt in der Heil- und Pflegeanstalt Illenau bei Achern. Hier wurde er am 7. Februar 1877 beigesetzt.²⁶ Seine Frau ließ auf seinen Grabstein folgende In-

schrift aus dem Matthäusevangelium eingravieren: „Du bist über Weniges getreu gewesen, gehe ein in deines Herren Freude.“ (Matth. 25,21).²⁷ Anna von Heimbürg folgte ihrem Mann nach vier Jahren, sie starb am 28. April 1881 in Offenbürg. Sie wurde nur 45 Jahre alt, ihr Grab befindet sich auf dem alten Stadtfriedhof.

Nach dem Tod ihres Vaters und Bruders hatte Anna von Heimbürg zusammen mit ihrer Stiefmutter dem Waisenhausfonds 500 Gulden vermacht.²⁸ Nun, nach dem plötzlichen Tod ihres Mannes, spendete sie, diesmal allein, wieder eine beträchtliche Summe an den Waisenhausfonds, nämlich zehn Obligationen zu je 200 Gulden und 200 Mark in Gold. Ihr Schreiben an den Stiftungsrat der Stadt Offenbürg ist datiert vom 4. Dezember 1877, nur neun Monate nach dem Ableben ihres Mannes. Über ihre Beweggründe gab sie selbst Auskunft: *„Mit dem Tod meines Mannes traf mich der größte Verlust meines Lebens. Meinen Schmerzen glaube ich keinen würdigeren Ausdruck geben zu können, als wenn ich das Andenken meines gutherzigen und liebevollen Mannes Emil von Heimbürg auf eine Weise zu ehren und zu erhalten sehe, welche seiner gutthätigen Milde und Freundlichkeit entspricht. Ein Grabstein würde nur marmorkalt den Namen des Verstorbenen nennen. Dank aus Kindermund, glaube ich, spräche ihn wärmer aus.“*²⁹

Mit den Zinserträgen ihrer Schenkung waren jährlich je ein „hübsches und zweckmäßiges Kleidungsstück“ für einen Knaben und ein Mädchen des Waisenhauses als Belohnung für deren gutes Verhalten anzuschaffen, welche bei der Weihnachtsfeier überreicht werden sollten. Am Schluss ihres Schreibens verfügte sie: *„Bei der Überreichung soll der Inhalt dieser Stiftungsurkunde vorgelesen werden.“*

Indem die Kinder bei der Feier den Namen ihres verstorbenen Mannes hörten und von dessen Mildtätigkeit erfuhren, sollte die Erinnerung an Emil von Heimbürg wachgehalten werden. Auch wenn diese Stiftung einen karitativen Zweck erfüllte, so ging es der Witwe Anna von Heimbürg doch in erster Linie darum, ihrem Mann ein Denkmal zu setzen.

In ihrem Testament vom 9. November 1879 initiierte Anna von Heimbürg eine weitere Stiftung.³⁰ Zunächst vermachte sie ihrer Stiefmutter Euphrosine Kuenzer (geb. Stöckle) ihre „sämtlichen Fahrnisse“. Die weitläufigen Verwandten der Familie Kuenzer (es handelt sich um vier Personen, wahrscheinlich Cousinen und Cousins) und ihre drei Patenkinder sollten jeweils 2.000 Mark bzw. 300 Mark erhalten. Ferner verfügte sie, dass ihre in Holland wohnenden Schwiegereltern bis an deren Lebensende jährlich 800 Mark in Quartalsraten zu bekommen hätten. Auch der Waisenhausfonds erhielt nochmals eine Geldsumme, nämlich 6.000 Mark.

Der Rest ihres Vermögens und somit der größere Teil war für ihre Stiftung vorgesehen: Das Stiftungskapital betrug damals insgesamt 27.652 Mark bestehend aus Kapitalvermögen und Grundstücken. In ihrem Testa-

ment schrieb sie: „Sodann bestimme ich, dass (...) eine Stiftung errichtet werde, welche zum Zwecke hat, die Pflegerinnen von kranken Personen in den Häusern zu unterhalten.“

In der folgenden Passage legte sie ganz konkret ihre Bedingungen fest: Zunächst sollte ein Haus als Wohnung für die Krankenschwestern gekauft oder gemietet werden, die verbleibenden Erträgnisse sollten für den Lebensunterhalt der Schwestern verwendet werden. Auch der bedachte Personenkreis war exakt bestimmt, denn sie verfügte, dass „in erster Reihe und ausschließlich die schon seit längerer Zeit dahier wirksamen Schwestern zum Hl. Kreuz von Ingenbohl zum Genusse der ganzen Stiftung berechtigt sind“. Und auch für die Zukunft hatte sie bereits vorgesorgt. Sollten die Ingenbohl-Schwestern Offenburg eines Tages verlassen, „so treten ähnliche katholische Ordensfrauen an ihre Stelle“. Und falls der Zweck ihrer Stiftung nicht mehr erfüllt werden könne, so solle „dieses Vermögen ebenfalls dem hiesigen Waisenhausfonds zufallen“.

Anna von Heimbürg zeigte sich als selbstbewusste und zielstrebige Stifterin, die ganz genau bestimmte, wofür ihr gestiftetes Vermögen verwendet werden sollte. Auf der anderen Seite trat sie jedoch sehr bescheiden auf, wenn es um ihre eigene Person ging. Sie formulierte in ihrem Testament, wie ihr Grab auszusehen habe: „Ein einfaches Holzkreuz und der Hügel mit Efeu bewachsen soll meine Ruhestätte bezeichnen und somit alles Gott befohlen.“

In ihrem Testament ließ sie sich an keiner Stelle über eine Namensgebung für ihre Stiftung aus. Sie trat gänzlich in den Hintergrund, ihr Anliegen war es, den katholischen Krankenpflegeverein zu unterstützen, ohne explizit genannt zu werden. Sich selbst wollte sie kein Denkmal setzen – anders als bei der Waisenhausstiftung, bei der sie auf kluge Weise den Namen ihres Mannes in Erinnerung halten ließ.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass Anna von Heimbürg in ihrem Leben drei Mal gestiftet hat: Zuerst nach dem Tod ihres Vaters und Halbbruders zusammen mit der Stiefmutter für den Waisenhausfonds; zum zweiten Mal nach dem Tod ihres Mannes für die Waisenhauskinder, um an ihren Mann, den Maler Emil von Heimbürg zu erinnern; und schließlich bestimmte sie, dass nach ihrem Tod ein Großteil ihres Vermögens an den katholischen Krankenpflegeverein Offenburg gehen sollte.

Diese letzte Stiftung ist die eigentliche Anna-von-Heimbürg-Stiftung (obgleich sie bis vor kurzem auch Emil-von-Heimbürg-Stiftung³¹ genannt wurde), die im kollektiven Gedächtnis der Stadtgeschichte geblieben ist und über 100 Jahre existiert hat. Sie wurde 1997 mit einem Kapitalvermögen von 300.000 DM aufgelöst.³² Schon 1969 hatte Offenburgs Gemeinderat der Stifterin als Zeichen städtischer Dankbarkeit mit der Benennung des Städtischen Altersheimes in „Anna-von-Heimbürg-Haus“ ein Denkmal gesetzt.³³

Breit gestreut: Die Stiftungen der Babette Nerlinger

Eine andere Stifterin war Babette Nerlinger, geborene Battiany. Sie stammte aus einer bekannten Offenburger Kaufmannsfamilie, deren Name vielen in der Stadt bis heute ein Begriff ist. Die Familie kam ursprünglich aus Gressoney in Savoyen und war Ende des 18. Jahrhunderts über Italien nach Offenburg gelangt.³⁴ Vater Johann Valentin Battiany gründete hier 1783 ein Manufakturgeschäft. Wann seine Tochter Barbara, die man Babette rief, geboren wurde, lässt sich nicht mehr exakt eruieren – es war entweder im Jahr 1800 oder 1801. 1820 heiratete sie den drei Jahre älteren Valentin Nerlinger.³⁵ Die Verbindung war standesgemäß, denn Valentin Nerlinger ging dem Beruf eines Handelsmannes nach und hatte zwei Jahre zuvor das Bürgerrecht der Stadt Offenburg erhalten.³⁶ Valentin Nerlinger soll übrigens am 12. September 1847 an der „Versammlung der entschiedenen Freunde der Verfassung“ im Gasthaus Salmen teilgenommen haben.³⁷ Zwar bestritt er dies, als er nach der gescheiterten Revolution von Amts wegen danach gefragt wurde, gleichwohl lässt sich sein politisches Engagement nachweisen: Immerhin hatte er 1848 das Amt eines Wahlmannes für die Frankfurter Paulskirchenversammlung inne.³⁸ Es ist gut möglich, dass auch seine Frau Babette 1847 im Salmen anwesend war – konkret nachweisen lässt sich das bei ihr wie bei vielen anderen Frauen leider nicht. Amalie Struve ist jedoch die Mitteilung zu verdanken, dass außer ihr noch zahlreiche weitere Frauen teilgenommen hätten.³⁹

Im Frühsommer 1849 erkrankten die Eheleute Nerlinger schwer – Babette konnte sich wieder erholen, Valentin hingegen nicht: Er starb am 24. Juni 1849.⁴⁰ Da die Ehe kinderlos geblieben war, suchte Babette Nerlinger, die übrigens der damaligen Diktion entsprechend ausschließlich als „Valentin Nerlinger Witwe“ bezeichnet wurde, spätestens jetzt nach einer neuen Lebensaufgabe. Diese fand sie beim Frauenverein, dem schon ihre Mutter in maßgeblicher Funktion angehört hatte.⁴¹ Verwendet man einen weiten Stiftungsbegriff in dem Sinne, dass eigene Ideen und vor allem persönliches Engagement ins öffentliche Leben eingebracht werden, so trat Babette Nerlinger bereits hier als „Stifterin“ in Erscheinung.⁴²

Zur Stifterin im eigentlichen Sinne wurde sie allerdings erst mit der Abfassung ihres Testaments am 1. Dezember 1860 bzw. nach ihrem Tod am 6. November 1863.⁴³ Sie vermachte dem städtischen Armenfonds 10.000 Gulden mit der Auflage, dass die Zinsen zur „lebenslangen Nutznießung“ an Rosa Huber von Kippenheimweiler weiterzugeben seien. Erst nach deren Tod sollte das Geld einem öffentlichen Zweck zugeführt werden, und auch dafür erließ Babette Nerlinger klare Auflagen: Der Betrag war zu halbieren, so dass „aus 5.000 Gulden der jährliche Zins an arme hiesige Bürgerskinder gegeben werde, Jünglinge ein Handwerk oder die Mädchen Bügeln, Nähen oder Kochen erlernen sollten.“⁴⁴ Es ging also bei den weiblichen Empfängerinnen um die Ausbildung zur Diensthilfskraft.

Vor allem Dienstbotinnen waren es auch, denen der Zins aus der zweiten Hälfte der Stiftung zukommen sollte, genauer: „arme hiesige Dienstboten, welche durch Zeugnisse nachweisen, daß sie 30 Jahre treu, redlich und sittlich gedient haben.“⁴⁵ Dieser Berufsstand lag Babette Nerlinger offenbar besonders am Herzen, denn auch die bereits erwähnte Rosa Huber war Dienstbotin gewesen, und zwar, so ist den offiziellen Unterlagen zu entnehmen, verdingte sie sich als Haushälterin bei Witwe Nerlinger.⁴⁶ Rosa Huber war zur Zeit der Testamentsabfassung bereits 48 Jahre alt und es lag auf der Hand, dass sie im Falle des Todes ihrer „Herrschaft“ nur noch schwer eine neue Anstellung bekommen würde.⁴⁷ Dieses Los teilte sie mit vielen ihrer Berufsgenossinnen. Da es keinerlei gesetzlich geregelte Absicherung für invalide oder alte Dienstbotinnen gab, waren sie auf das Wohlwollen ihrer Arbeitgeber angewiesen. So kam es öfter vor, dass diese das Eintrittsgeld für ein örtliches Spital bezahlten, in dem ihre Dienstboten dann den Rest ihres Lebens zubringen konnten. Oder sie verpflichteten testamentarisch ihre Nachkommen zur Übernahme des alten Hauspersonals. In den meisten Fällen blieb den Betroffenen jedoch nichts anderes übrig, als bei der zuständigen Armenkasse um Almosen zu bitten. Vielerorts gab es aber auch Stiftungen wie die hier beschriebene, von Babette Nerlinger eingerichtete, aus deren Erträgen den Dienstboten quasi eine Rente finanziert wurde.⁴⁸ Mithin handelt es sich hier also um die private Übernahme einer eigentlich kommunalen Fürsorgeaufgabe.

Doch zurück zu Rosa Huber. Nachdem „Jungfrau Rosa Huber dahier“ (so wurde sie offiziell genannt) über den Inhalt des Nerlingerschen Testaments informiert worden war und man ihr mitgeteilt hatte, dass ihr jährlich 3,5 Prozent Zinsen zustünden, griff sie, offenbar erbost, zur Feder und teilte dem Stiftungsvorstand mit, sie könne sich mit dieser Regelung nicht einverstanden erklären: Üblich sei doch eine Verzinsung in Höhe von weit über 4 Prozent – und sie folgerte daraus: „So dürfte es gewiß nicht unbillig erscheinen wenn mir eine vierprozentige Rente (...) zugesagt würde“.⁴⁹ Die Stiftungskommission konnte den Einwand nicht einfach übergehen, es wurde nachverhandelt, und schließlich einigte man sich auf 3,75 Prozent, das entsprach 375 Gulden im Jahr. Wie berechtigt der Einspruch von Rosa Huber tatsächlich war, geht aus einem Schreiben hervor, das Stiftungsverwalter König anschließend an die Kreisregierung richtete, der gegenüber die Stiftung zur Rechenschaftsablegung verpflichtet war. Bei den aus der Erbschaft erhaltenen Wertpapieren handele es sich, so führte er aus, um Pfandurkunden, die größtenteils mit 5 Prozent, zum geringeren Teil mit 4,5 Prozent verzinst seien, so dass „bei dem mit Rosa Huber getroffenen Uebereinkommniß dem Armenfond (...) alljährlich noch ein erklecklicher Zusammenschluß verbleibt.“⁵⁰ Inwieweit es die Stiftungsverwalter gefuchst hat, dass sie zunächst nicht über die Zinsen verfügen durften, sondern lediglich als „Geldausgabeorgan“ fungieren sollten, lässt sich natürlich nicht mehr klären.

Rosa Huber jedenfalls hatte sich alles andere als aufmüpfig verhalten, sondern schlicht ihr Recht eingefordert. Vermutlich war sie von Babette Nerlinger entsprechend instruiert worden. Möglicherweise hatte sie bei ihrer Dienstherrin auch gelernt, dass Frauen eben nicht immer schweigen sollten, wie es dem damaligen gesellschaftlichen Bild entsprochen hätte. Rosa Huber starb am 15. November 1892, nachdem sie 29 Jahre lang Nutznießerin der Nerlinger'schen Stiftung gewesen war.⁵¹ Fortan wurden alljährlich, wie im Testament vorgegeben, hälftig eine langgediente Dienstbotin und ein Auszubildender unterstützt – mit exakt dieser Geschlechtsverteilung.⁵²

Rosa Huber übrigens trat ebenfalls, wenn auch in sehr viel bescheidenerem Maße, als Stifterin auf: Sie vermachte dem städtischen Waisenhausfonds eine „Zustiftung“ in Höhe von 100 Mark.⁵³ Das Waisenhaus hatte ähnlich wie das Offenburger Krankenhaus auch schon vom Testament der Babette Nerlinger profitiert: Ersteres erhielt ohne weitere Zweckbestimmung ein Legat in Höhe von 3.000, letzteres eines in Höhe von 1.000 Gulden.⁵⁴ Für das Waisenhaus hatte sich Babette Nerlinger noch eine andere Stiftung ausgedacht: Dem Waisenhausfonds ließ sie weitere 100 Gulden anweisen mit der Maßgabe, dass von dem Ertrag ihr Grab zu pflegen sei. Diese Aufgabe sollten Waisenkinder übernehmen, gleichsam als Dankbarkeitsbezeugung gegenüber der Stifterin. Hier allerdings hatte sich die sonst so großzügige Babette Nerlinger als etwas knauserig erwiesen. Tatsächlich reichten die Zinsen nämlich für die Beschaffung eines adäquaten Grab schmucks nicht aus. So musste der Waisenhausvater persönlich einspringen und die Blumen aus eigener Tasche finanzieren.⁵⁵

Des Weiteren hatte Babette Nerlinger testamentarisch verfügt, dass der Stadt für den Bau einer Friedhofskapelle 4.000 Gulden zufließen sollten. Das Geld wurde vorläufig dem katholischen Stiftungsfonds anvertraut, bis im Jahr 1875 mit Zustimmung der Erben beschlossen wurde, mit dem Betrag den Bau einer Friedhofskapelle zu finanzieren. Allerdings nicht auf dem von der Stifterin vorgesehenen Friedhof, der 1830 angelegt, nun aber schon wieder aufgegeben worden war. Es ist etwas verwirrend: Die Kapelle wurde auf dem heutigen alten Friedhof gebaut, der damals – 1875 – gerade erst eingerichtet wurde.⁵⁶

Obgleich das Stiftungskapital inzwischen auf 5.500 Gulden angewachsen war, stand außer Zweifel, dass die anfallenden Kosten damit nicht gedeckt werden konnten, und das Geld, wenn überhaupt, gerade für den Außenbau reichen würde. Schon bald zeichnete sich ab, dass auch die Stadt einen großen Obolus leisten musste, zumal mit dem Kapellenbau auch die Errichtung einer Leichenhalle und einer Wohnung für den Friedhofswärter verbunden war. Um den städtischen Beitrag möglichst niedrig zu halten, wandte sich das Bürgermeisteramt an die Stiftungskommission und rechnete dieser vor, dass ihr Zinsenfonds in den letzten Jahren erheb-

lich von der schlechten Verzinsung des Nerlingerschen Legates profitiert habe und es nur fair sei, wenn sich die katholische Stiftungsverwaltung an den Baukosten beteiligen würde. Es war übrigens elf Jahre lang derselbe Zinssatz gutgeschrieben worden, den Rosa Huber hatte aushandeln können, nämlich 3,75 Prozent.⁵⁷

Im Einverständnis mit den Erben wurden Babette und Valentin Nerlinger, deren Gräber sich auf dem inzwischen aufgelassenen Friedhof befanden, exhumiert und in unmittelbarer Nähe der Kapelle neu beigesetzt.⁵⁸

Betrachtet man die Stiftungen der Babette Nerlinger in ihrer Gesamtheit, so ist zunächst festzustellen, dass vor allem der karitative Gedanke ihr Stiftungsverhalten bestimmte, wenn sie dem Waisenhaus 3.000 Gulden, dem Krankenhaus 1.000 Gulden und dem Armenfonds 10.000 Gulden zukommen ließ, davon die Hälfte für die Absicherung altgedienter Dienstboten. Die andere Hälfte war, wie beschrieben, als Ausbildungsbeihilfe vorgesehen. Hier befand sie sich in Übereinstimmung mit den meisten Stifterinnen ihrer Zeit, denen sowohl die Unterstützung der Armen als auch die Förderung der Bildung ein entschiedenes Anliegen war. Mit ihrer Kapellenstiftung berührte sie schon eher Neuland, denn hier griff sie konkret in die städtische Planungspolitik ein. Hinzu kommt, dass Architektur damals reine Männersache war.⁵⁹ Aber Babette Nerlinger wusste genau, was sie wollte, als sie in ihrem Testament darauf drängte, dass der Stiftungsvorstand „für recht baldige Erbauung besorgt sein möchte“.⁶⁰ Gleichwohl bewegte sie sich klar innerhalb der Grenzen des für Frauen schicklichen Terrains, denn die Kapelle sollte nicht protzig in der Öffentlichkeit von seiner Stifterin künden, sondern war „nur“ für den eher privaten Bereich eines Friedhofs vorgesehen – einen Bereich, dessen Alltag vorwiegend von Frauen geprägt war: Sie waren es, die die Gräber schmückten, und meist waren auch sie diejenigen, die hier trauerten.

Ausblick: Offenburger Stiftungen im 20. Jahrhundert

Selbstverständlich gab es im Offenburg des 19. Jahrhunderts neben Babette Nerlinger und Anna von Heimbürg noch weitere Stifterinnen – die meisten von ihnen vermachten wie Rosa Huber ihr oft kleines Legat als Zustiftung dem hiesigen Waisenhaus. Und selbst in der Zeit der Weimarer Republik wurde, wenn auch wesentlich seltener, in der beschriebenen Zielrichtung weiter gestiftet. Hier sei noch kurz auf die Josephine-Hund-Stiftung hingewiesen, die von ihrem in Berkeley lebenden Bruder August Hund und dessen Ehefrau, deren Name leider nicht überliefert ist, ins Leben gerufen wurde. Sie vermachten 1922 dem Armenfonds 10.000 Mark, dessen Erträge an „arme Kranke“ ausgezahlt werden sollten, und zwar alljährlich am 21. April, dem Todestag von Josephine Hund.⁶¹ Dieser Stiftung wohnte so



*Wanda Schubert.
Gemälde von Otto Vittali.*

eine eindeutige Denkmalfunktion inne, denn es sollte alljährlich an die Schwester und Schwägerin der Geldgeber erinnert werden, die, 1889 geboren, eine der ersten Abiturientinnen der Stadt gewesen war, dann Medizin studiert und schließlich in München als Ärztin praktiziert hatte.⁶² Bis dato war diese Form der „Denkmalstiftung“ zur Erinnerung an eine Person beinahe ausschließlich Männern vorbehalten gewesen.⁶³

Und noch auf eine weitere Stiftung sei hier verwiesen, die Anfang der 70er Jahre des 20. Jahrhunderts getätigt wurde. Stifterin war die Gymnasiallehrerin für Deutsch und Französisch, Wanda Schubert (1911–1972), die der Stadt testamentarisch zwei Häuser, eine Eigentumswohnung und ein stattliches Barver-

mögen hinterließ mit der Auflage, „ein Heim für ältere, alleinstehende Damen“ zu eröffnen.⁶⁴ Da ein solches Wohnheim für Offenburg nicht geplant war, einigten sich der Testamentsvollstrecker und die Stadt, das Geld in ein schon bestehendes Altenheim zu investieren. Allerdings bestand der Nachlassverwalter darauf, dass vor Ort an die Stifterin erinnert werden sollte.⁶⁵ So kam es, dass ein 1943 von dem Offenburger Maler Otto Vittali erstelltes Ölgemälde mit dem Porträt Wanda Schuberts über 20 Jahre lang im Annavon-Heimburg-Haus hing – ergänzt durch eine Plakette, die darauf verwies, dass die Dargestellte eine „Wohltäterin zugunsten städtischer Altersheime“ gewesen sei.⁶⁶ Da in „Seniorenheimen“ mehrheitlich Frauen leben, dürfte der Stifterinnenwille, dem durchaus ein emanzipatorischer Zug anhaftete, tatsächlich erfüllt worden sein.

Erst jüngst wurde diese Tradition durch Aenne Burda (1909–2005) fortgeführt, die 1990 mit einer großzügigen Stiftung den Bau von über 50 betreuten Altenwohnungen im Vinzentiushaus ermöglichte.⁶⁷ Die Seniorenwohnanlage konnte 2001 im Herzen der Stadt eröffnet werden und trägt ihren Namen.⁶⁸

Aenne Burda war jedoch nicht die einzige Offenburgerin, die sich in den letzten Jahren als Stifterin engagierte. Auch unter den 200 Erststiftenen für die 2001 neu gegründete Offenburger Bürgerstiftung findet sich eine Vielzahl von Frauen.⁶⁹

Anmerkungen

- 1 Bei diesem Text handelt es sich um die überarbeitete Fassung eines Vortrags, der im Rahmen der am 8.10.2005 in Offenburg durchgeführten Tagung „Wie Frauen ‚stiften‘ gehen“ gehalten wurde. Die Tagung wurde von „Frauen & Geschichte Baden-Württemberg e.V.“ in Kooperation mit der Stadt Offenburg und der Frauengeschichtswerkstatt Offenburg veranstaltet, unterstützt von der Offenburger Bürgerstiftung St. Andreas sowie vom Fachbereich Kultur der Stadt Offenburg.
- 2 Wörner-Heil, Ortrud: „Anstifterinnen“. Frauenengagement in Kassel im 19. und frühen 20. Jahrhundert, in: *Ariadne*, Heft 42, 2002: Stifterinnen – Zeit, Geld und Engagement. Vom Mittelalter bis ins 21. Jahrhundert, 34–42, 34 f.; Stödter, Helga: Frauen im deutschen Stiftungswesen. Aktuelle Trends, in: ebd., 64–67, 64 f.
- 3 Friedmann, Michael: Die Offenburger Innenstadt. Ein historischer Rundgang, Karlsruhe 1979, 31; hier die Entwicklung der Bevölkerungszahl von 1802 bis 1978.
- 4 Dies galt nicht nur für Offenburg. Vgl. Hering, Sabine/Münchmeier, Richard: *Geschichte der Sozialen Arbeit. Eine Einführung*, Weinheim/München 2000, 23 f.; Wehler, Hans-Ulrich: *Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Bd. 3: Von der „Deutschen Doppelrevolution“ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849–1914*, München 1995, 503 f.; zur Sozialversicherung vgl. ebd., 907–915.
- 5 Friedmann, *Innenstadt* (wie Anm. 3), 37–39. Beim St. Andreas-Hospital handelt es sich um eine Stiftung, die um 1300 gegründet und 1943 von den Nationalsozialisten aufgehoben wurde.
- 6 Dieser juristisch etwas unsaubere Stiftungsbegriff wurde das gesamte 19. Jahrhundert hindurch verwendet. Die Forschung über das weibliche Stiftungswesen hat diesen „erweiterten“ Begriff übernommen und weiter ausgedehnt, indem sie auch „ideelle“ Stiftungen, wie z. B. ehrenamtliche Mitarbeit, Zeit und Ideen, in ihre Untersuchungen mit einbezieht. Vgl. Wörner-Heil, *Anstifterinnen* (wie Anm. 2), 38 f.
- 7 Vgl. ebd., 35.
- 8 Vgl. Göbel, Daniela: *Memoria und Seelenheil. Klostergründungen adeliger Frauen im frühen und hohen Mittelalter*, in: *Ariadne* 42 (2002), 8–15; Kruse, Britta-Juliane: *Witwen als Stifterinnen in deutschen Städten der Frühen Neuzeit*, in: ebd., 16–23.
- 9 Vgl. Schimpf, Gudrun-Christine: *Jüdin und Bürgerin. Hannah Louise von Rothschild und ihre Bibliothek*, in: *Ariadne* 42 (2002), 52–59, bes. 55 ff. Einige frühe „Bildungsstifterinnen“ werden auch genannt in: Eva Brinckmann to Brixton, *Für Frauen stiften*, in: Dackweiler, Regina-Maria/Hornung, Ursula (Hrsg.): *frauen – macht – geld*, Münster 2003, 102–116, 104.
- 10 *Rechenschaftsberichte des Vereins für Privatkrankenpflege*, in: StAO 5/10.420; *Geschichte des Vinzentiushauses*, in: *Zeitgeschichtliche Sammlung*, 520-1, in: StAO.
- 11 *Taufbuch Nr. 11, 1829–1844 S, Fiche-Nr. 147*, in: StAO; im Folgenden alle Daten zu Geburt, Heirat und Tod in: *StAO Taufbücher, Ehebücher bzw. Sterbebücher*.
- 12 *Adreß-Kalender der Stadt Offenburg, Offenburg 1868*. Kuenzer wurde am 12.8.1807 in Offenburg geboren und starb dort am 16.1.1868.
- 13 *Offenburger Wochenblatt*, 6.3.1832; Franz X. Vollmer, *Offenburg 1848/49. Ereignisse und Lebensbilder aus einem Zentrum der badischen Revolution*, Karlsruhe 1997, 389.
- 14 Ebd., 297.
- 15 *Taufbuch Nr. 11, 1829–1844 S, Fiche-Nr. 147*, in: StAO. Jahrzehnte später, von 1860 bis 1875, sollte Schaible (1803–1890) als Bürgermeister von Offenburg amtieren. Vgl. Kähni, Otto: *Offenburgs Stadtoberhäupter seit 1803*, in: *Die Ortenau* 47 (1967), 41–76, 54 f.

- 16 Ortenauer Bote vom 14.5.1852.
- 17 Offenburger Wochenblatt vom 16.1.1846.
- 18 Rechenschaftsbericht des Vereins, in: Offenburger Wochenblatt vom 16.10.1846.
- 19 Stiftungsurkunde vom 16.4.1869, in: StAO 5/8445.
- 20 Ehebuch Nr. 5, 1853–1886 S, 300, in: StAO. Biografische Angaben zu Emil von Heimburg, in: Von Heimburgscher Familien-Verband. Nachrichten-Blatt, Jahrgang 1988, 14–21, in: Zeitgeschichtliche Sammlung 9, Personen und Familien, in: StAO.
- 21 Ebd., 18.
- 22 In der Kegelbahn der Kopfhalle, Hauptstraße 100, hatte Emil von Heimburg die bekanntesten Kegler gemalt, die heute nicht mehr sichtbar sind. Die von ihm angefertigten Wandfresken im heutigen Schuhhaus Heckmann, Hauptstraße 78, wurden jedoch wieder freigelegt und können dort betrachtet werden. Friedmann, Innenstadt (wie Anm. 3), 150, 117.
- 23 Diese Bilder wurden in den 1930er Jahren leider übermalt; ebd., 37.
- 24 Diese Bilder wurden erst 1991 freigelegt. Vgl. Trägerkreis Offene Kirche St. Andreas Offenburg (Hrsg.), Kleiner Kirchenführer St. Andreas, Offenburg, 2000, 10 f.
- 25 Ortenauer Rundschau vom 31.5.1941.
- 26 Von Heimburgscher Familien-Verband (wie Anm. 20), 20.
- 27 Den Wortlaut der Grabinschrift teilte mir freundlicherweise Herr Klaus Schmoll aus Baden-Baden (Urneffe von Anna von Heimburg) in einem Telefonat im September 2005 mit.
- 28 StAO 5/8445.
- 29 StAO 5/8512. Hier auch das folgende Zitat.
- 30 Das Testament ist überliefert in: StAO 5/8529. Alle folgenden Zitate sind daraus entnommen.
- 31 So z. B. in: Offenburger Tageblatt vom 26.6.1968 oder vom 14.5.1997.
- 32 Offenburger Tageblatt vom 14.5.1997.
- 33 An dem Haus befindet sich eine Erinnerungstafel, die an die Entscheidung mit folgender Inschrift erinnert: „1969 beschloß der Gemeinderat die Benennung des Anwesens in ‚Anna-von-Heimburg-Haus‘.“
- 34 Schwanke, Irmgard: Fremde in Offenburg. Religiöse Minderheiten und Zuwanderer in der Frühen Neuzeit, Konstanz 2005, 153 und 155.
- 35 Vollmer, Offenburg (wie Anm. 13), 390; Battiany und Nerlinger, in: Zeitgeschichtliche Sammlung 9, Personen und Familien, in: StAO.
- 36 Schimpf, Rainer: Offenburg 1802–1847. Zwischen Reichsstadt und Revolution, Karlsruhe 1997, 257. Nerlinger war von 1828 bis 1830 Mitglied, zeitweise sogar Vorsitzender des Bürgerausschusses der Stadt Offenburg, 1832 wurde er in den Gemeinderat gewählt. Ebd., 134, 202, 185.
- 37 Am 12. September 1847 trafen sich im Gasthaus Salmen (Offenburg, Langestraße 52) die „entschiedenen Freunde der Verfassung“ und verabschiedeten mit den „Forderungen des Volkes in Baden“ das erste demokratische Programm Deutschlands. Im November 1938 wurde das seit 1875 als Synagoge genutzte Gebäude während der so genannten Reichskristallnacht verwüstet und damit zum Symbol der Vernichtung der 91 Jahre zuvor an demselben Ort formulierten Werte. Auf der Empore des Saales befinden sich heute zwei historische Inszenierungen, die zum einen den Aufbruch in die Demokratie thematisieren und zum anderen an die vernichtete jüdische Gemeinde erinnern. Schimpf (wie Anm. 36), 263–277; <http://www.offenburg.de/html/salmen244.html> (Stand: 25.3.2006).

- 38 Vollmer, Offenburg (wie Anm. 13), 381, 391. Schon 1834 hatte Nerlinger in Verdacht gestanden, illegale politische Schriften zu verbreiten, und war nur knapp einem Verfahren entgangen. Schimpf, Offenburg (wie Anm. 36), 202.
- 39 „Die Galerien waren von Frauen eingenommen“, schrieb Amalie Struve nur wenige Jahre später in ihren „Erinnerungen aus den badischen Freiheitskämpfen“, die 1850 in Hamburg erschienen sind. Zit. nach: Hummel-Haasis, Gerlinde (Hrsg.): *Schwester zerreißt eure Ketten. Zeugnisse zur Geschichte der Frauen in der Revolution von 1848/49*, München 1982, 206. Vgl. auch: Jansen-Degott, Ruth: *Wie Frauen in Offenburg die Revolution unterstützten*, in: Junk, Anne (Hsg.): *„Ihr werdet für ewige Zeiten Euch ein ruhmvolles Denkmal setzen“*. *Wie Frauen 1848/49 die Revolution unterstützten*, Offenburg 1999, 48–56, hier 51. Eine Woche nach der Versammlung, am 19.9.1847, gab auch der Offenburger Buchhändler Friedrich Braun zu Protokoll, es hätten „sogar auch Weibsleute, sowohl vom gebildeten, als ungebildeten Stande“ teilgenommen. Zit. nach: Schimpf, Offenburg (wie Anm. 36), 264; vgl. ebd., 330, Anm. 237.
- 40 Danksagung von Babette Nerlinger geb. Battiany, in: *Offenburger Wochenblatt* vom 29.6.1849.
- 41 Mitgliederliste des Frauenvereins zu Offenburg, in: *Ortenauer Bote* vom 14.5.1852; Rechenschaftsbericht des Frauenvereins, in: *Offenburger Wochenblatt* vom 19.3.1847.
- 42 Vgl. Wörner-Heil, Anstifterinnen (wie Anm. 2), 39–41.
- 43 Das Todesdatum ist nicht überliefert, lässt sich aber aus der Tatsache erschließen, dass ihre Dienstbotin Rosa Huber ab 7.11.1863 Zahlungen aus ihrem Erbe erhielt. Stiftungsvorstand an Gr. Oberamt, 26.4.1864, in: StAO 5/8351.
- 44 Auszug aus dem Testament vom 1.12.1860, 11.12.1863, in: StAO 5/8351.
- 45 Ebd.
- 46 Während der Stiftungsvorstand Rosa Huber als „Haushälterin“ titulierte, bezeichnete Babette Nerlinger selbst sie in ihrem Testament schlicht als „Rosa Huber von Kippenheimweiler“. Ebd.
- 47 Rosa Hubers Lebensdaten in: StAO 5/8582.
- 48 Sproll, Heinz: *Die sozio-ökonomische Struktur von häuslichen Dienstboten und Hausangestellten in Baden im 19. und 20. Jahrhundert. Die Organisation von Interessen dieser Gruppen in katholischen Verbänden und die institutionalisierte Fürsorge an ihnen*, Frankfurt/M. u. a. 1977, 116–118.
- 49 Rosa Huber an Stiftungsvorstand, 28.1.1864, in: StAO 5/8351.
- 50 Verwalter König an Stiftungskommission, 25.4.1864, in: StAO 5/8351.
- 51 Notiz, o. D., in: StAO, 5/8351.
- 52 Die Vergabepaxis für die Jahre 1907 und 1908 ist dokumentiert in: D’alt Offenburger vom 31.10.1908, für die Jahre 1921 bis 1940 in: StAO 5/8724.
- 53 Vgl. StAO 5/8582.
- 54 StAO 5/8356 und 5/8351.
- 55 Dennoch kam es mindestens in den Jahren 1879 und 1888 zu Beschwerden über den bescheidenen Zustand des Grabes. Vgl. StAO 5/8356.
- 56 StAO 5/935.
- 57 Kath. Stiftungsrat Karlsruhe an Kath. Stiftungskommission Offenburg, 12.2.1867; Bürgermeisteramt an Stiftungskommission, o. D. [Anfang 1875], beides in: ebd.
- 58 Genehmigungskoll vom 6.2.1875, in: StAO 5/935. Die inzwischen unter Denkmalschutz stehende Kapelle wurde im Jahr 2001 aufwändig restauriert. Burgmaier, Ralf: *Das Ende der Ruinenromantik. Kapelle auf dem Alten Friedhof wird für 740.000 Mark saniert*, in: *Badische Zeitung* vom 30.5.2000; Bomans, Peter: *Kleinod wird auf-*

- gefrischt. Die Kapelle auf dem Alten Friedhof wird saniert, in: *Badische Zeitung* vom 24.1.2001.
- 59 Bis ins 20. Jahrhundert hinein stand der Architektenberuf ausschließlich Männern offen. Während ab 1900 Frauen erstmals im deutschen Reich an badischen Universitäten zum Studium zugelassen wurden, blieben ihnen die Technischen Hochschulen weiter verschlossen. Erst 1911 konnte mit Elisabeth von Knobelsdorff die erste Frau in Deutschland an der TH Charlottenburg ihre Prüfungen zur Dipl.-Ingenieurin ablegen. Bereits zwei Jahre zuvor hatte Emilie Winkelmann in Berlin ein Architekturbüro eröffnet – die Teilnahme am Examen war ihr noch verwehrt worden. Sie gilt als die erste deutsche Architektin überhaupt. Scherb, Ute: „Ich stehe in der Sonne und fühle, wie meine Flügel wachsen“. Studentinnen und Wissenschaftlerinnen an der Freiburger Universität von 1900 bis in die Gegenwart, Königstein/Ts. 2002, 41–49; Dörhöfer, Kerstin: Pionierinnen in der Architektur. Eine Baugeschichte der Moderne, Tübingen/Berlin 2004, 11, 14–16.
- 60 Zit. nach: Gemeinderat an Erben Nerlinger, 16.5.1870, in: StAO, 5/935.
- 61 August Hund an den Bürgermeister der Stadt Offenburg, 18.5.1922, in: StAO, 5/8732. So weit ersichtlich, kam es nur ein einziges Mal, nämlich im Frühjahr 1923, zur Auszahlung. Fürsorgeamt an Stadtrat, 8.5.1923, in: Ebd.
- 62 Die Angaben entstammen der Dokumentation „Ärztinnen im Kaiserreich“: <http://userpage.fu-berlin.de/~elehmus/HTML/rec00393c2.html> (28.3.2006).
- 63 Es gab wenige Ausnahmen, wie die Helene-Lange-Stiftung oder die Marie-Stritt-Stiftung, die beide 1910 von der organisierten Frauenbewegung eingerichtet wurden – erstere zur Förderung der Frauenbildung, letztere als Ehrengabe für die langjährige Vorsitzende des BDF (= Bund Deutscher Frauenvereine). Dölle, Gilla: Die (un)heimliche Macht des Geldes. Finanzierungsstrategien der bürgerlichen Frauenbewegung in Deutschland zwischen 1865 und 1933, Frankfurt/M. 1997, 159–165, 168–179.
- 64 Testament vom 17.3.1967 und Ergänzung desselben vom 15.10.1972, in: StAO 931-24-2.
- 65 Testamentsvollzugsvertrag, 2.8.1973, 4, in: StAO 931-24-2.
- 66 Museum im Ritterhaus Offenburg, Inv.-Nr. 97/31. Die Maße des Bildes betragen 67,5 x 48 cm. Vittali (1872–1959) hatte den Höhepunkt seiner Karriere Ende der 1890er Jahre in Berlin erlebt, als er von Kaiser Wilhelm II. Aufträge wie den zur Ausmalung der Himmelfahrtskirche in Jerusalem erhielt. Nach dem Ersten Weltkrieg kehrte er nach Offenburg zurück, wo er neben einer großen Anzahl von Porträts auch stattliche Wandgemälde für die Ihlenfeldkaserne anfertigte. Schneider, Erwin: Der Offenburger Maler Otto Vittali, in: Ekkhart. Jahrbuch für das Badner Land (1961), 101–106.
- 67 http://www.hubert-burda.de/2005/11/trauer_um_aenne.html#more (Stand: 28.3.2006); http://de.wikipedia.org/wiki/Aenne_Burda (Stand: 28.3.2006).
- 68 http://www.offenburg.de/html/vinzentiushaus_aenne-burda-stift.html (Stand: 28.3.2006).
- 69 Die Namen sind aufgeführt in: http://www.buergerstiftung-offenburg.de/unsere_Stifter.html (Stand: 28.3.2006).